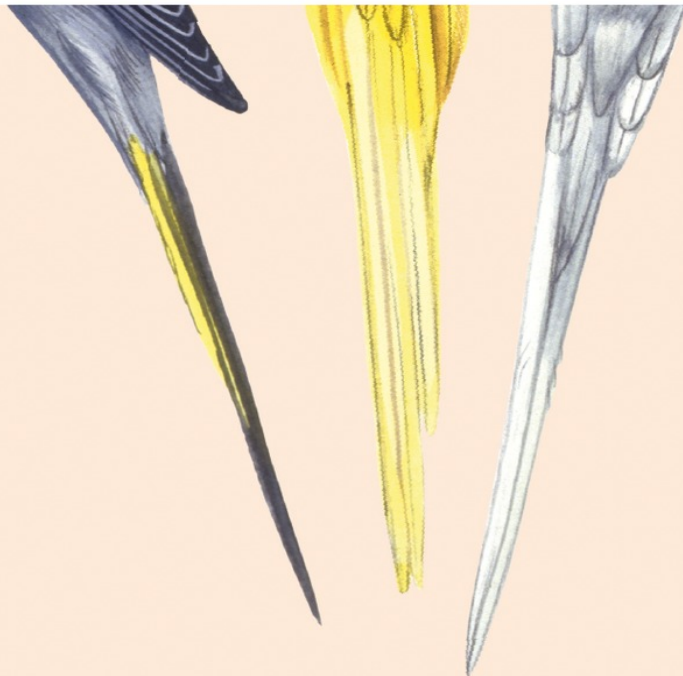


STUART NADLER



Die Unzertrennlichen

ROMAN



KiWi

Stuart Nadler

Die Unzertrennlichen

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch von Andreas Reimann

 **eBook**
Kiepenheuer & Witsch

Kurzübersicht

[Buch lesen](#)

[Titelseite](#)

[Über Stuart Nadler](#)

[Über dieses Buch](#)

[Inhaltsverzeichnis](#)

[Impressum](#)

[Hinweise zur Darstellung dieses E-Books](#)

Über Stuart Nadler

Stuart Nadler hat bereits mehrere literarische Auszeichnungen erhalten, u.a. wurde er von der National Book Foundation als einer der besten fünf Autoren unter 35 Jahren ausgerufen und erhielt das Truman Capote Fellowship. Sein Debütroman »Ein verhängnisvoller Sommer« wurde von der amerikanischen Kritik begeistert aufgenommen.

Der Übersetzer

Andreas Reimann, geboren 1976, Literatur- und Sprachwissenschaftler, lebt und arbeitet in seiner Wahlheimat Bonn als freier Lektor und Übersetzer aus dem Englischen.

Über dieses Buch

Henrietta Olyphant hat gerade ihren Mann und fast all ihr Geld verloren, da droht eine weitere Katastrophe: Ihr Buch »Die Unzertrennlichen« soll wiederaufgelegt werden. Viele Dekaden sind vergangen, in denen sie keinen Gedanken an ihren Bestseller wider Willen über die Sexualität der Frau verschwenden musste. Das umstrittene »Handbuch für Besucher des weiblichen Körpers« mit sehr expliziten Zeichnungen von Geschlechtsorganen sollte ein feministischer Beitrag zum pruden Leben im Amerika der Sechzigerjahre sein, leider wurde es millionenfach von verklemmten Hausfrauen und lüsternen Männern gekauft und von der Kritik übel verschmäht. Oona, Henriettas Tochter und Chirurgin, ist gerade wieder nach Hause gezogen, nachdem sie sich von ihrem dauerbekifften Mann getrennt und jetzt eine Affäre mit dem Paartherapeuten angefangen hat. Ihre Tochter Lydia wiederum wird von der Schule suspendiert, weil ein Nacktfoto von ihr unfreiwillig die Runde gemacht hat. Die drei Olyphant-Frauen müssen sich zusammen ihren Dämonen stellen, das Chaos wird allerdings immer größer statt kleiner. »Die Unzertrennlichen« stellt auf hochkomische Art die Frage, ob man sein Leben wirklich planen kann und welche Rolle die Familie spielt, wenn es hart auf hart kommt.

»Es gibt so viele Dinge, die Sie an diesem Buch lieben werden. Man muss oft sehr laut lachen, aber das Beste sind die Momente, in denen die Unwägbarkeiten familiärer Liebe aufscheinen.«

The New York Times Book Review



KiWi-NEWSLETTER

jetzt abonnieren

Impressum

Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG
Bahnhofsvorplatz 1
50667 Köln

Titel der Originalausgabe: *The Inseparables*

All rights reserved

Aus dem amerikanischen Englisch von Andreas Reimann

© 2017, 2019, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

eBook © 2017, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Covergestaltung: Sabine Kwauka

Covermotiv: © Private Collection / De Agostini Picture Library / Bridgeman Images

ISBN 978-3-462-31732-9

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt. Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen der Inhalte kommen. Jede unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Alle im Text enthaltenen externen Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstanbieter zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Inhaltsverzeichnis

Widmung

Motto

Teil I

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

Teil II

14. Kapitel

15. Kapitel

16. Kapitel

- 17. Kapitel
- 18. Kapitel
- 19. Kapitel
- 20. Kapitel
- 21. Kapitel
- 22. Kapitel
- 23. Kapitel
- 24. Kapitel
- 25. Kapitel
- 26. Kapitel

Teil III

- 27. Kapitel
- 28. Kapitel
- 29. Kapitel
- 30. Kapitel
- 31. Kapitel
- 32. Kapitel
- 33. Kapitel

Teil IV

- 34. Kapitel
- 35. Kapitel

Danksagung

Für Shamis

Sie heiraten
und bekommen ein Kind.

Der Wind trägt sie
in verschiedene Richtungen auseinander.

Mark Strand, *Die Ehe*

Teil I

I.

Das Buch machte, wie immer, ihre Probleme nur schlimmer. Die Neuauflage kam als Express-Paket aus New York, ein großer Karton mit angerissenen Ecken. Als der Bote an die Tür klopfte, tat Henrietta, als sei sie nicht zu Hause und beobachtete ihn von einem Fenster im oberen Stockwerk aus. Er wirkte harmlos, offenbar froh er in seiner Uniform. Er hielt das Paket behutsam vor sich, als würde es etwas wirklich Wertvolles enthalten.

Ein Sturm war aufgezogen, die Birken am Straßenrand bogen sich in dem beständigen Wind. Unter den Fenstern häuften sich Schneewehen sauber zu steil abfallenden Hängen. Das Beste wäre, entschied sie, das Paket einfach draußen liegen zu lassen. Auf die Weise würde es, mit etwas Glück, durch Schnee und Eisregen ruiniert werden.

Dann aber, ein paar Stunden später, platzte ihre Tochter herein.

»Katastrophe verhindert!«, verkündete Oona, zurück von ihrer Schicht im Krankenhaus, Schnee und Eis auf der Kapuze. »Ich habe die Bücher gerettet!«

Oona grinste teuflisch – eine Miene, die jeden befahl, der in Kontakt mit diesem Ding geriet. Sie stellte das Paket auf den Küchentresen und ritzte es geschickt mit ihrem Autoschlüssel auf.

»Nicht aufmachen«, flehte Henrietta und streckte die Hand aus, um zu verhindern, was im Begriff war zu geschehen. »Bitte. Lass es uns einfach zurück nach draußen stellen, damit sie alle zerstört werden. Das wäre die gesunde, vernünftige Lösung.«

»Du musst mir das lassen«, sagte Oona. »Ich habe einen furchtbaren Tag hinter mir. Ein Mann wurde nach einem Autounfall eingeliefert, seine untere Hälfte in zigtausend Stücken.« Oona nahm eine Handvoll Styroporkugeln aus dem Karton, hielt sie hoch und drückte die Hand zusammen, sodass es wie Konfetti zwischen ihren Fingern hervorstob. Sie war Fachärztin für Orthopädie und Unfallchirurgie in einem Bostoner Krankenhaus und ein Großteil ihrer Geschichten begann so. Mehr Konfetti rieselte hinab. »Zigtausend Stücke.« Sie gehörte zu den seltenen Vertretern ihrer Zunft, an denen ein OP-Kittel modisch aussah, was ihr gelang, indem sie immer und ausschließlich schwarz trug, vom Schal bis zu den Clogs, als wäre sie eine Ninja-Ärztin. »Das Styropor soll übrigens die Knochen darstellen.«

Oona hatte im selben Jahr ihre Ehe beendet und lebte seitdem wieder in ihrem alten Kinderzimmer. Henrietta kam das nicht ungelegen. Ihr Mann Harold war vor elf Monaten gestorben, und es half ihr, dass ihre Tochter wieder zu Hause war, dass, und sei es auch nur übergangsweise, eine zweite Seele unter ihrem Dach wohnte, jemand, der atmete und sprach. Die plötzliche Wiederkehr ihrer Mutterrolle war die perfekte Medizin für ihr Witwendasein.

Oona war groß gewachsen wie ihr Vater und hatte auch dessen Profil, seine auseinanderstehenden Augen, sein Lachen. Henrietta war niemals dankbarer dafür gewesen als während dieses letzten Jahres. Manchmal war es ihr und Harold unvorstellbar erschienen, wie sie eine Ärztin herangezogen haben konnten. Besonders in diesem Haus, in dem gelegentlich Hühner umherliefen, laut Musik gehört wurde und kiloweise selbst geschlagene und zu kleinen Kunstwerken geformte Butter im Kühlschrank lagerte. Harold war viele Jahre Chefkoch eines französischen Restaurants im Zentrum von Boston gewesen. Die vielen Sonntagabende, an denen sie zu Hause in der großen, offenen Küche Karotten zu Julienne

schnitten und Fleisch hackten, hatten immerhin dazu geführt, dass Oona vertraut im Umgang mit scharfen Messern war.

Oona holte das oberste Exemplar aus dem Karton und presste es in gespielter Hingabe an ihre Brust. Henrietta wandte den Blick ab. Nach all der Zeit war das vertraute rosafarbene Cover nun also zurück in ihrem Leben.

»O mein Gott«, schrie Oona, wie um ihrer Überraschung Luft zu machen.

»Tu nicht so, als ob du es nicht längst erwartet hättest«, sagte Henrietta.

Natürlich hatten sie gewusst, dass das Paket unterwegs war. Gestern Abend war es von New York aus angekündigt worden. *Lass uns wissen, was du denkst*, hatte man sie fieberhaft beschworen, außer sich vor Begeisterung und lachhaft optimistisch, als ob sie tatsächlich geneigt wäre, nach all der Zeit etwas Positives darin zu sehen.

»Es ist wunderschön«, sagte Oona. In dem Paket lagen elf weitere Bücher. »Darf ich eins behalten?«

»Du hast doch sicher schon ein Exemplar«, sagte Henrietta.

»Ich habe eine ganze *Sammlung*. Aber keines davon ist so strahlend neu«, sagte Oona.

Die Wahrheit war, dass Henrietta es sich vor langer Zeit zu eigen gemacht hatte, die Existenz ihres Buches zu leugnen, was aber schwer umzusetzen war, da es in ihrem Computer und in den Händen ihrer Tochter ja existierte. Nun hatte ihr alter Verlag, Hubbard & Co., es neu (und wieder in Rosa) aufgelegt und es obendrein mit einer Fülle von kritischen Abhandlungen und Würdigungen versehen. Henrietta hätte nicht gedacht, dass sich ihr Buch für so etwas eignen würde. Man hatte sie gebeten, eine Einleitung zu schreiben, etwas Leichtes und zugleich Melancholisches, was sie abgelehnt hatte. Wochenlang hatten sie ihr hinterhertelefoniert. *Schreib einfach etwas*, hatten sie gebettelt. *Irgendetwas!*

Fällt dir denn zu deinem Buch überhaupt nichts ein? Als Antwort schickte sie eine E-Mail:

Ich versuche seit Langem zu verdrängen, dass ich dieses Buch geschrieben habe. Sie sollten wissen, es ist das Werk eines sehr jungen und zutiefst untalentierten Menschen. Ich weiß, dass ich mit dieser Meinung nicht alleine dastehe. Ich bin mir vollkommen bewusst, wie flegelhaft dies klingt, aber: Ich brauche einfach dringend das Geld.

Voller Begeisterung,
Henrietta Olyphant

Sie hatte das Buch hier geschrieben, während ihres ersten Jahrs in Massachusetts. Davor hatte sie in New York gelehrt. Frauenforschung. Die Politik des menschlichen Körpers. Gegenderte Dialektik in den Massenmedien. Auf Harolds Initiative waren sie hierhergezogen, als sie schwanger war. Da sie nicht mehr unterrichten konnte, wollte sie sich im Schreiben versuchen. Sie war jung und strotzte vor Selbstvertrauen. Meistens schrieb sie nachts in kleinen Sitzungen, während Oona schlief.

Ihre Heldin war die fünfundzwanzigjährige Eugenia Davenport, eine Zeitungsreporterin, deren Auftrag es im Sommer 1967 war, den begehrtesten Mann in New York zu finden und ihn dazu zu bringen, sie zu heiraten. Es war Henriettas Idee, ihr Werk wie ein Handbuch für Besucher des weiblichen Körpers anzulegen, in Anlehnung an Reiseführer, wie man sie als Tourist mit nach Paris nahm und die gespickt waren mit Stadtplänen, historischen Anekdoten und Abbildungen von Kathedralen, deren Besichtigung sich lohnte. In jedem Kapitel hatte Eugenia Davenport einen neuen Liebhaber, und mit jedem neuen Liebhaber gab es neue Entdeckungen zu machen.

Noch heute zuckte Henrietta bei dem Wort »Abbildung« zusammen: *Die Unzertrennlichen* enthielt die erste detailgetreue Abbildung einer Vagina, die jemals in einem Buch für die breite Masse zu sehen war, genauer gesagt einem Buch, das in Supermärkten an den Kassen auslag und das sich jede Frau oder Großmutter oder auch jeder Neunjährige greifen konnte, während der Einkauf in Tüten verpackt wurde. Ganz zu schweigen von der Art und Weise, wie sie diese spezielle Abbildung gezeichnet hatte: als eine ironische Schatzkarte zu einer verborgenen, sagemumwobenen Kolonie.

Sie sprachen kaum über das Buch, während Oona heranwuchs, und wenn, dann nannten sie es *das Ding*. Oder manchmal *das Scheißding*. Bis vor ein paar Monaten hatte Henrietta sich gefragt, ob sie die Einzige war, die sich noch daran erinnerte, wie es damals gewesen war, was das Buch dieser ganzen Generation, die sich so offen dazu bekannt hatte, bedeutete. Aber dann hatte sie das Geld gebraucht und die ganze Tortur war von vorne losgegangen.

Vergangene Woche war ihr Konterfei in *Globe* zu sehen gewesen, dann in *People*. Es kam wieder häufiger vor, dass wildfremde Menschen sie erkannten. In letzter Zeit wurde sie, wann immer sie in der Innenstadt von Aveline unterwegs war, unweigerlich angehalten von jemandem etwa ihres Alters, der blinzelnd zu erkennen versuchte, ob sie tatsächlich die Frau auf dem Buchrücken war, die mit der teuflischen silbernen Teekanne in der Hand. Die Unterhaltung drehte sich dann üblicherweise um die Szene im drittletzten Kapitel, in der Eugenia ihre Teekanne durch die Windschutzscheibe des Cadillacs von Templeton Grace schmettert, dem Mann, den sie für das Scheitern ihrer bevorstehenden Ehe verantwortlich macht. Die Teekanne war als eine ironische Anspielung gedacht, als ein Wink mit dem Zaunpfahl, der sich gegen Frauen wie ihre eigene Mutter richtete, für die die Teekanne, der Servierlöffel oder die Gießkanne zum

Wappenzeichen der Familie geworden waren. Die zerberstende Fensterscheibe sollte einen epochalen Generationenwechsel symbolisieren. Eine Frau, die einen Hauch der urweltlich-männlichen Gewalt in sich trug.

Die Ablehnung war grenzenlos. Das Buch wurde auf eine Art ausgelegt, die sie nicht beabsichtigt hatte. Klügere, besser gebildete Feministinnen warfen ihr vor, eine Karikatur von schrillen, labilen Frauen gezeichnet zu haben, die mit Teekannen die Scheiben von amerikanischen Luxuskarossen zerstörten. Das Buch sei billig, sagten die Kritiker, und auf unverantwortliche Weise geistlos. Die Darstellung von sexbesessenen Frauen würde sich mit großer Wahrscheinlichkeit kontraproduktiv auf den Geschlechterkampf auswirken. Henrietta hatte das Buch *Die Unzertrennlichen* genannt, weil sie ein gutes Wort für Monogamie und Treue einlegen wollte, für die unausgesprochene Hoffnung aller frisch Verheirateten: dass ihre Ehe in dieser Welt sich als unzerbrechlich und hart wie Stahl erweisen würde. Dies wiederum wurde als zu vereinfachend und gefühlsselig kritisiert, als zu verfangen in patriarchalen Normen.

Diejenigen jedoch, die sie eigentlich an den Pranger stellen wollte, wurden zu den treuesten Verfechtern des Buchs. Ein Jahr lang wurde sie bei jedem öffentlichen Auftritt von Hausfrauen bejubelt, die ihre silbernen Teekannen mitbrachten und ihr liebevoll aufmunternde Worte ins Ohr flüsterten. Endlich hatte jemand ein Buch für sie geschrieben! Ein Buch, das leicht, vergnüglich und sexy war! Und es hatte sogar Bilder! Die Männer, von denen Henrietta hoffte, sie könnten sich von dem Buch kritisch angesprochen fühlen – Männer, welche sich durch die Einführung der Pille und die daraufhin einsetzende sexuelle Revolution im Recht sahen, ungestraft mehr Sex mit mehr Frauen zu haben –, schrieben ihr Briefe, die andeuteten, dass auch sie selbst mit Sicherheit gerne Sex mit ihnen haben wolle. Diese Männer fühlten sich sogar veranlasst, bei ihren Lesungen zu erscheinen.

Auch wenn sie es nie laut zugegeben hätte, sie fühlte sich niedergeschmettert, als das Buch von der gelehrten Gesellschaft abgelehnt wurde, zu der zu gehören sie angenommen hatte. Wenn sie wollte, hätte sie Dutzende von Zeitungsartikeln als Belege für die Schmähungen heraussuchen können, deren Überschriften alle mehr oder weniger so lauteten: »Olyphant behauptet weiterhin, ihr Sex-Buch nütze in Wirklichkeit den Frauen.« Sie hatte die Dummheit der Leute bloßlegen wollen, und die Leute hatten sie rechterdings zur Dummen gemacht.

Sie hatte nie wieder ein Buch oder einen Artikel geschrieben. Es gab nur dieses eine. Sie hatte die Originalrezensionen irgendwo in einer Kiste verstaut, das ganze Aufgebot ihres Elends, zusammen mit vergleichbaren Meisterstücken ihrer Schande: die Abrechnungen ihrer Kreditkarte, das sich nicht öffnen lassende Etui für das Diaphragma, das ihre Mutter vor ihrem ersten Semester an der Barnard für sie bestellt hatte, ihre entwürdigenden Versuche in der Landschaftsmalerei.

Henrietta beobachtete, wie Oona in *Die Unzertrennlichen* blätterte und dabei so etwas wie echte Begeisterung zeigte, ganz so, als genieße sie jede Seite. Ein Buch wie dieses geschrieben zu haben, war eine Sache. Eine gänzlich andere war es, eine Tochter zu haben, die solch einen Gefallen daran fand.

»Oh!«, rief Oona. »Die Abbildungen sind drin. Nach wie vor!«

»Du gehst damit völlig falsch um«, sagte Henrietta. »Ich wünsche mir Anteilnahme von dir. Oder wenigstens etwas ehrliche Kritik.«

»Du warst einfach genial«, sagte Oona und drehte das Buch so, dass Henrietta es sehen konnte. »Was für Drogen hast du genommen, als du dich entschieden hast, das zu malen?«

»Oona ...«

»Was ich total super finde« – Oona zeigte auf die berühmte Abbildung – »ist, dass du es für nötig gehalten hast, die Schambehaarung zu beschriften. Als ob man nicht auch so wüsste, was es ist.«

»Okay«, sagte Henrietta und wandte sich ab. »Das wird mir jetzt zu primitiv.«

Henrietta würde das Buch nicht anrühren. Tatsächlich hatte sie das *Scheißding* seit zehn Jahren kein einziges Mal in den Händen gehalten. Vielleicht waren es auch zwanzig. Es war mehr als reiner Aberglaube. Sie hasste es. Sie hasste den ersten Satz, den zweiten, den letzten – jeden Satz in diesem Buch. Das Cover. Den Buchrücken. Das ganze Konzept. Die Bilder. Einmal hatte sie ein paar Exemplare verbrannt, irgendwann in den Siebzigern. Ihr Therapeut hatte ihr damals eine Mischung aus Urschreitherapie und Verbrennungsritualen empfohlen. Dass sie sich hierdurch in enger Verwandtschaft mit Joseph Goebbels wähnte, war auch nicht weiter hilfreich.

»Du verstehst das nicht«, sagte Oona. »Das ist jetzt der totale Kult.«

»Ein Kult ist keine gute Sache, Oona. Warum sollte ich mich deshalb besser fühlen?«

Oona lächelte. »Weil es wundervoll und trashig und fantastisch ist.«

Henrietta holte tief Luft.

»Ich weiß«, sagte Oona. »Du wolltest eigentlich ein schlaues Büchlein schreiben.«

»Das ist nicht ...«

»Dass es trashig ist, war nicht deine Absicht, schon klar. Aber Aus-Versehen-Trash kann durchaus hochwertig sein. Der Trash kann altern und reifen.«

»Ich habe das Paket da draußen stehen lassen, damit es zerstört wird«, sagte Henrietta. »Das war meine Absicht.«

»Wo bleibt denn da der Spaß?«

»Du warst ein Kind, als das Buch herauskam. Du erinnerst dich nicht.«

»Die Geschichte von der Katze auf der Veranda habe ich tausendmal gehört«, sagte Oona.

»Die Mädels vom Radcliffe haben eine *tote* Katze mitgebracht«, sagte Henrietta.

»Die *Frauen* vom Radcliffe, Mom.«

»Das ist nicht der Teil des Satzes, um den es hier geht!«

»Ich weiß. Du warst eine Wissenschaftlerin. Eine ernsthafte Denkerin.«
Henrietta lächelte spitz.

»Was war das Thema deiner Vorlesung? Gegenderte Hauswirtschaftslehre?«

Das stimmte. Sie hatte Harold kennengelernt, als er ein Mittagessen für ihre Fakultät lieferte. Weil der Platz neben ihr frei war, bot sie ihm an, sich zu setzen, und zu ihrer Überraschung sagte er Ja. Sie erinnerte sich, dass sie ihm eine grafische Darstellung aus ihrer Vorlesung zeigte, aus der hervorging, wie stark der Lohn für eine Arbeitsstelle variierte, bevor und nachdem eine Frau sie besetzte.

Nach ein paar Tagen lud Harold sie in das Restaurant ein, in dem er arbeitete. Er war schlank und hatte langes braunes Haar, das mit Küchengarn hochgesteckt war. Er arbeitete in einem kleinen Lokal in der Nähe des Theaterviertels. Sie ging davon aus, dass sie gemeinsam im Speiseraum essen würden, dass es vielleicht sein freier Tag wäre, dass er im besten Fall ihre Vorlesung aus Höflichkeit unerwähnt ließe oder im schlimmsten Fall ihr mit den immer gleichen, ermüdenden Anfeindungen käme, die sie sich seit Beginn ihrer Lehrzeit anhören musste: *Warum redest du nicht über etwas Erfreulicheres? Oder: Worüber sollte sich ein hübsches Mädchen wie du denn schon aufregen?* Stattdessen aßen sie in der schmalen Gasse hinter der Küche. Er sagte, er könne zwanzig Minuten freimachen. Auf den Stufen der Feuertreppe hatte er einen behelfsmäßigen Tisch aufgestellt. Dann sagte er ihr, was er zubereitet hatte: *escargots à la bourguignonne. Fricassée de poulet à l'ancienne*. Sie wusste bei keinem der Gerichte, um was es sich handelte. Sie war in ärmlichen Verhältnissen aufgewachsen, mit billigsten Fleischstücken und gekochten Kartoffeln.

Er wickelte zwei Stielgläser aus Stoffservietten aus und schenkte einen Sancerre ein. Es war Herbst. Sie trug einen Pullover. Sie hatte noch nie einen Sancerre getrunken. Er hatte Blumen und Kerzen auf der rostigen Stahltreppe aufgestellt, erinnerte sie sich. In der Woche zuvor hatte sie vierzig Minuten über geschmacklose mediale Darstellungen von Männern, die um Frauen werben, doziert. Er servierte das Hühnchen in einer flachen Schüssel. Während sie aßen, beobachtete er sie nervös, ob es ihr schmeckte. »Du kannst es mir sagen«, sagte er. »Sag es ruhig, wenn es scheußlich schmeckt.«

Für einen kurzen Moment waren sie und Harold zur gleichen Zeit berühmt gewesen. Doch im Gegensatz zu ihr war sein Ruhm örtlich begrenzt und flüchtig und nicht per se mit Schmerzen verbunden. Sein eigenes Restaurant, das *Festmahl*, hatte neun Monate vor dem Erscheinen der *Unzertrennlichen* eröffnet. Im kulinarischen Ödland zwischen Symphony Hall und Christian Science Plaza gelegen, bot das *Festmahl* echte französische Küche: *Boeuf au poivre* mit einem Tupfen geschlagener Butter, der das Fleisch zierte wie ein Schmuckstück; ein *Coq au Vin*, das die Kochikone Julia Child vor Bewunderung zu Tränen gerührt hatte; ein kleiner, aber exzellenter Burgunder-Weinkeller in einer Stadt, in der guter Wein Mangelware war; und eine Cabernet-Franc-Glasur, von der Frank Sinatra, der für ein Gastspiel in der Garden-Arena in der Stadt war, später behauptete, es sei das absolut Beste, was er jemals in den Mund genommen hatte – einschließlich der Brust von Ava Gardner.

Harold brachte nahezu alles auf den Tisch, was er in der Umgebung auftreiben konnte. Gemüse von Feldern am Flussufer. Früchte aus kleinen Obstgärten, die kurz vor ihrer vollen Reife standen. Und Tiere. So viele, dass sie manchmal ein Schock überkam, wenn sie es heute sah: die kahlen Hügel, das Gras von Schnee bedeckt, die leeren Kuh- und Schweineställe, die nur noch von Geistern bewohnt waren.

In jener ersten Nacht, dort in der Gasse hinter seinem Restaurant, hatte sie ihn auf ihre Vorlesung angesprochen: »Was denkst du über meinen Kurs an der Uni?« Sie erinnerte sich, dass sie glaubte, er würde lügen, als er sagte, er fände ihn faszinierend. Ob es Vereine gebe, denen er beitreten könne, hatte er gefragt. Was er tun könne, um zu helfen. Ob es irgendwelche Bücher gebe, die er lesen sollte.

Oona blätterte durch das Buch, bis sie am Ende ankam. »Das hier mag ich am liebsten«, sagte sie und hielt die Seite mit dem Autorenporträt hoch. »Dieses Bild von dir ist wunderbar.«

»Schokolade ist wunderbar. Das Meer ist wunderbar. Dieses Bild von mir ist lächerlich.«

»Komm schon. Genau das ist dein Problem mit diesem Ding. Nimm es an!« Oona versuchte, ihr das Buch in die Hand zu drücken. »Nimm es an! Nimm diese Frau an!«

Sie hatten dasselbe Bild genommen. Hubbard wollte, dass in der Neuauflage alles beim Alten blieb. Alte Schriftart. Alte sexuelle Empörung. Alte Henrietta. Weil sie Geld dafür bekam, hatte sie sich nicht dagegen gewehrt. Es war das künstlichste, mit Abstand dämlichste Foto von ihr, das es gab: der naturfarbene Rollkragenpullover, die Silberamulette, die weißen Abendhandschuhe, die ihr bis zu den Ellbogen reichten, das Glas Eistee in ihrer rechten Hand, die viel zu hoch sitzende Schlag-Cordhose, die senffarbene Sonnenbrille, ihre alte, verschmudgte Himalaya-Katze, Albert Camew, schlafend neben ihr. Und in der Linken hielt sie diese vermaledeite silberne Teekanne. Sie hatte den Namen des Fotografen vergessen, es war ein Deutscher gewesen, groß, feingliedrig, blond, ein wenig taub. Er war euphorisch über das Buch gewesen (*Die Frauen werden durchdrehen!*) und ganz begeistert, als sein Blick auf die Teekanne am anderen Ende des Raums fiel. *Ooh. Die ist wunderschön. Das ist es. Machen Sie schon! Los! Halten Sie sie hoch ins Licht!* Sie hatten das Bild hier

im Wohnzimmer aufgenommen, vor dem Kaminsims. Sie erinnerte sich, wie Harold, etwas abseits stehend, Oona vor seiner Brust gehalten hatte. Sie war damals neun Monate alt gewesen, vielleicht zehn. Harold hatte immer behauptet, dass er das Buch mochte, sogar als der Sturm der Entrüstung einsetzte und jeder wissen wollte, welcher von Eugenias Liebhabern denn nun er sei.

Oona ging durch das Zimmer und gab einen leisen Seufzer von sich, als sie das Chaos überall sah. Die gesamte untere Etage war mit Kisten vollgestellt, wie auch der Schuppen und die Garage. Jetzt, da Harold nicht mehr da war, musste Henrietta umziehen. Die Feinheiten ihrer finanziellen Notlage bedurften keiner größeren Analyse. Die Konten waren leer. Die Kreditkarten am Limit. Ersparnisse hatte sie keine. Sie war unversichert. Sie stand gefährlich nah vor dem Bankrott. Der Tod war, wie sich herausstellte, eine teure Angelegenheit. Während der letzten Wochen hatte sie deshalb alles in Kisten verpackt, vierzig Jahre in Kartons. Sie hatte den Kleiderschrank ihres Mannes leer geräumt, seine Sockenschublade entsorgt, sein Auto verkauft, jede Spur ihres gemeinsamen Lebens ans Licht gebracht und weggetan. Die Zimmer waren so sehr mit Kisten vollgestellt, dass sie die Fenster verdeckten und kein Licht mehr hineindrang. Das Haus fühlte sich nach und nach nicht mehr wie ein Zuhause an, sondern wie ein düsterer, lichtverlassener Stauschrank.

Oona wollte helfen, Schecks ausstellen und Rechnungen bezahlen, ihr eine kleine Wohnung mieten, aber – entweder aus mütterlichem Stolz oder einer tiefer sitzenden Sturheit – Henrietta beendete die Diskussion darüber jedes Mal, noch bevor sie aufkam. In ihren Augen machte Oona die Sache komplizierter, als sie es ohnehin schon war. Es war immer das Gleiche mit den Kindern.

Als Oona mit einer großen Kaffeetasse in der Hand aus der Küche zurückkam, fiel ihr Blick auf einen schwarzen, zwischen zwei großen

Kartons eingekeilten Koffer.

»Was ist das?«, sagte Oona, nicht fragend, sondern vorwurfsvoll. Dann legte sie ihre Hand auf die Lippen. »Mom, ich kann nicht glauben, dass du den immer noch hast.«

»Können wir diesen Teil bitte überspringen? Können wir zurück zu dem Teil, wo du so begeistert von meinem schrecklichen Buch warst? Zu deinen Spinnereien über Schamhaare und Knochenreste?«

Oona schwang den Koffer auf den Küchentresen und begann, den Reißverschluss zu öffnen.

»Bitte nicht!«, rief Henrietta. »Bitte.«

Vor Harolds Tod hatten sie eine gemeinsame Reise nach Barcelona geplant. Sie hatten eine Woche, nachdem er verstorben war, aufbrechen wollen, und aus irgendeinem Grund hatte er bereits gepackt gehabt und den Koffer am Hintereingang abgestellt, wo Henrietta ihn trotz Oonas Protesten die letzten elf Monate hatte stehen lassen. Dieses Verhalten, hatte Oona ihr immer wieder gesagt, sei ungesund und gefühlsschädigend und darüber hinaus völlig untypisch für die Frau, die zu sein Henrietta immer stolz gewesen wäre, sprich keine, die den gepackten Koffer ihres verstorbenen Mannes so lange Zeit ungeöffnet behalten würde.

»Das ist nicht okay«, sagte Oona wahrscheinlich zum hundertsten Mal zu Henrietta.

»Mir ist bewusst, Liebling, dass dies der Gefühlsregeneration nicht besonders dienlich ist«, sagte Henrietta unter Verwendung eines Begriffs, der dank ihrer Tochter während der letzten elf Monate zum geflügelten Wort geworden war.

»Es ist von Gefühlsregeneration weit entfernt«, sagte Oona.

»So wie die meisten Dinge im Leben«, sagte Henrietta.

»Warum lässt du mich dich nicht für eine Therapie anmelden? Wir könnten zusammen gehen«, sagte Oona.

Henrietta lächelte. »Klingt ganz nach einem Rezept für einen ersprießlichen Nachmittag.«

»Oder lass mich dir etwas zum Lesen bringen«, sagte Oona.

Ihre Tochter war eine erstaunlich leidenschaftliche Anhängerin von Selbsthilfebüchern. Henrietta war dies verborgen geblieben, bis Oona wieder bei ihr eingezogen war und sie eine beachtliche Bibliothek, die sie über viele Jahre angesammelt haben musste, vorgefunden hatte. Es waren Bücher zu verschiedensten Themen: Ernährung (*Dies wird Ihre letzte Diät, Teil zwei*), wie man den Ehemann verlässt (*Ein Arbeitsbuch zur Rückerlangung der Würde*), über Trauer und Tod (*Glaube an den Himmel, nicht an Gott*). Eigentlich hätte Henrietta das alles nicht verblüffen sollen. Oona hatte Abstraktionen schon immer misstraut, sie tendierte zu einfachen Lösungen. Deswegen war sie in der Orthopädie auch so gut aufgehoben: Aufschneiden, wieder herrichten, zunähen. »Ich habe meine eigenen Bücher«, versicherte Henrietta ihr.

»Aber deine Bücher drehen sich wahrscheinlich alle um die menschliche Verderbtheit und den bevorstehenden Untergang der Kultur.«

»Es sind gute Bücher.«

Oona legte ihre Hand auf den Koffer. »Ich weiß nicht mehr, was ich mit dir machen soll«, sagte sie.

»Du solltest gar nicht das Bedürfnis haben, irgendetwas mit mir zu machen. Es ist nur ein Koffer, Oona. Irgendwann werde ich mich schon überwinden und ihn öffnen. Und irgendwann danach werde ich auch ein regeneratives Gleichgewicht finden, oder wie immer du das nennst. Ich verspreche es dir.«

Oona sog tief die Luft ein, eine theatralische Geste, die sie schon als Kind gezeigt hatte, wenn in ihrem Leben irgendetwas total Unfares geschehen war und sie wütend gemacht hatte – zu Bett gehen oder baden müssen oder Kuchenentzug. Worum es wirklich ging: Henrietta hatte vor einigen Monaten vorgegeben, den Koffer geöffnet zu haben, und Oona

35.

Am ersten Tag im März brachte Henrietta die Schlüssel zu ihrem Haus in ein Bostoner Anwaltsbüro im vierzigsten Stock. Die Übergabe erfolgte in einem Konferenzraum mit Blick auf die Schaumkronen im Hafen. Der Anwalt, der die Schlüssel entgegennahm und die letzten Unterlagen prüfte, schlürfte seine Diätlimo so kräftig, dass Henrietta noch Wochen später den Verlust ihres Hauses mit dem ekelhaften, aber durchaus angemessenen Sauggeräusch in Verbindung brachte, das entsteht, wenn man durch einen Strohhalm den letzten flüssigen Rest aus einem Becher einzieht.

Danach kehrte sie zu dem Haus zurück, das Oona für sie beide angemietet hatte. Es war nicht besonders groß, weiß gestrichen und verfügte über einen umzäunten Garten, in dem sie Harolds Hahn halten konnte. Es lag in der Nähe ihres alten Hauses, nahe genug, um ohne größere Schwierigkeiten zu Fuß dorthin zu gelangen, und nahe genug, um das Brummen der Frontlader zu hören, die in ein paar Monaten kommen würden, um das Dach abzureißen.

In den Wochen danach, bevor dort die neuen Häuser gebaut wurden, als auf den Weiden die Goldrute in voller Blüte stand, ging sie jeden Tag auf den Hügel, um die Aussicht zu genießen, die sie einst von ihrem Küchenfenster aus gehabt hatte.

An dieser Stelle öffnete sie schließlich Harolds Koffer. Es war Mitte Juli, und sie hatte ihn den guten Kilometer von zu Hause durch den Wald und den Hügel hinaufgeschleppt. Es war kurz vor der Abenddämmerung. In der Ferne leuchteten die Lichter der Stadt. Hinter ihr, wo einst das Haus

gestanden hatte, wuchs jetzt Gras. Die Apfelbäume trugen Früchte. In einem Jahr würde hier eine neue Siedlung mit Dutzenden Häusern entstanden sein, alles wäre dann anders. Aber jetzt, in diesem Moment, war sie allein hier.

Sie erinnerte sich, einmal eine Geschichte über die Männer gelesen zu haben, die das Grab des Tutanchamun geöffnet hatten. Bevor Howard Carter und seine Männer das mit einem Seil befestigte Siegel an der Tür zur Grabkammer öffneten, war es dreitausend Jahre lang verschlossen gewesen. Der Überlieferung nach sahen Carters Männer, unmittelbar nachdem sie den Deckel des goldenen Sarkophags geöffnet hatten, dass um den Hals des jugendlichen Königs ein Blumenkranz gewickelt war – Olivenblätter und blaue Kornblumen und Mohnblüten in voller Farbe und unversehrt. Einen Augenblick lang standen sie staunend davor – vor dem goldenen Sarg mit dem kleinen, in Tuch verhüllten Leichnam und der schmuckvollen Blumenkette, die vielleicht von seiner Mutter stammte. Als Carter schließlich die Hand ausstreckte, um die Blumen zu berühren, zerfielen sie in seinen Händen zu Staub.

Dies alles ging ihr durch den Kopf, als sie Harolds Koffer öffnete. Weil er nach ihm roch. Nicht nach seinem Cologne, das sie in den letzten Monaten überall versprüht hatte, oder seinem Rasierwasser, mit dem sie sich gelegentlich in einem Anfall von olfaktorischem Gefühlsdusel die Wangen bespritzt hatte, sondern nach etwas, was ihn zu dem gemacht hatte, der er gewesen war. Es dauerte einen Moment, bis dieser Gedanke in ihr Gestalt annahm.

Sie stand auf dem Hügel in dem hohen Gras, bis der Sonnenuntergang einsetzte. Oona hatte mit den meisten Dingen richtiggelegen. In dem Koffer war Kleidung für die Reise, die sie nicht mehr angetreten hatten. Und die Bücher über Spanien, die sie nicht gelesen hatten. Und die Tickets für den Flug, den sie nicht genommen hatten. Dann schließlich, auf dem Boden, fand sie die Nachricht. Wenn sie ehrlich war, hatte sie die ganze

Zeit nur darauf gehofft. Ein kleines, weißes, gefaltetes Stück Papier. *Für dich, stand darauf, von mir.*

Als sie ihn riechen konnte, klappte sie sofort den Koffer zu. Ein Rest von ihm würde sicher darin verbleiben, und sie wollte nicht, dass er verflog. Sie drückte ihn fest an sich und sagte dann laut zu sich selbst: *Ich umarme hier nur einen Koffer. Nichts weiter.*

Eine Minute verging. Das Rauschen des Flusses wurde lauter. Dann nahm sie alles heraus, Stück für Stück, und legte es neben sich in das Gras. Seine Kleidung, seine Bücher, seine Tickets, aufgeteilt in zwei gleich große Stapel. Ein Windstoß fegte über den Hügel. Sie ließ den leeren Koffer offen stehen, sodass der Wind hineinwehte und ihn reinigte.

Bevor sie sich zum Gehen erhob, drehte sie sich noch einmal um. Die flache Erde. Die Hügel. Das weite Land und der Wind in den Bäumen.

Behalte es in Erinnerung.

Danksagung

Für seine Weisheit, seine Freundschaft und seine stets hervorragende Leistung bleibe ich PJ Mark verpflichtet, der bei diesem Buch eine tausendfache Hilfe war und dessen gute Laune und guter Glaube es erst ermöglicht haben. Großen Dank schulde ich Stephanie Koven für ihren Rat, ihre Ermutigungen und ihre Eigenschaft, eine hervorragende Leserin zu sein. Danke an Marya Spence, die gesehen hat, was in diesem Buch steckt, bevor ich es erkannt habe. Danke an Reagan Arthur für deine Geduld, dein Verständnis und deine Verbesserungen an dem Buch. Danke an Laura Tisdell für deine Hilfe, mich über die Ziellinie zu bringen. An alle Mitarbeiter bei Little, Brown, die auf kleine und große Weise geholfen haben: Danke. Danke an Megan Mayhew Bergman für deine Freundschaft und dafür, dass du das Buch zur rechten Zeit gelesen hast. Und danke an Nell Beram und Karen Landry, denen alles aufgefallen ist, was ich übersehen habe.

Und an meine Frau, den hervorragendsten Menschen, den ich kenne und die alles so viel besser macht: Ich liebe dich.